

Nachrichten-Knotenpunkt Externsteine

Die Externsteinforschung des EFODON e.V.

In den letzten und den kommenden SYNESIS-Hefen berichtet(e) Dr. Gert Meier ausführlich über die Externstein-Forschung des *Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett e. V.* Was dabei fehlte, ist die Externstein-Forschung des EFODON e. V., die in den Neunzigerjahren im Rahmen des EFODON-Projektes „Holzhausen“ vorgenommen wurden, obwohl *Thomas Riemer*, einer der Initiatoren des Projektes, im Mai 1991 auf der Jahresveranstaltung des Machalett-Vereins in einem beachteten Vortrag darüber berichtet hatte.

Wir erinnern uns: Das EFODON-Projekt „Holzhausen“ wurde Anfang der Neunzigerjahre geboren, weil einigen damaligen Mitgliedern die Häufigkeit der Ortsnamen „Holzhausen“ (auch als Name oder Bezeichnung mit dem Zusatz „Holz-“) aufgefallen war, und dass sich bei einigen der untersuchten Orte jeweils mindestens eine Keltenschanze befindet. Ob es sich hierbei um Zufälligkeiten oder um Gesetzmäßigkeiten handelt, sollte im Rahmen des Projektes näher untersucht werden.

Das Ergebnis erbrachte den Nachweis, dass es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen „Holzorten“ und Keltenschanzen gibt (1), und als zweites Ergebnis, quasi als Nebeneffekt, den Nachweis des ehemaligen keltischen Nachrichtensystems (2).

Das keltische Nachrichtensystem

Was hat nun das keltische Nachrichtensystem mit den Externsteinen zu tun? Die Externsteine waren „damals“ ein regelrechter Nachrichten-Knotenpunkt. Dazu muss ich jedoch etwas weiter ausholen.

Das keltische Nachrichtensystem bestand aus einem Netz von Feuer- oder Lichtsignalstationen. Es gibt bis heute kaum einen wichtigen Berg, auf dem nicht ein solcher Signalplatz lag. Eine Lichtstation hatte offensichtlich zwei Funktionen:

1. Ein Alarmsignal mittels eines großen, weit sichtbaren Alarmfeuers, der Lohe, geben zu können (In späterer Zeit kamen hier akustische Mittel [„Glocke“] hinzu).
2. Die reine Nachrichtenübermittlung mithilfe eines gezielten, eng gebündelten Lichtstrahles (2).

Ein durchschnittlicher, so genannter *Ludrenplatz* (die erste Form des Signalplatzes) bestand aus einer Feuerstelle, die zur Eingrenzung des Feuers



Abb. 1: Ein ehemaliger Ludrenplatz. Hier: auf dem Herzberg im Taunus.

von einem etwa zwei bis zehn Meter durchmessenden Steinkreis umgeben war. Das ständig unterhaltene Feuer ermöglichte es, sekundenschnell eine haushohe Lohe zu erzeugen, wenn ein Alarmfall eingetreten war. Diese Nachrichtenstationen mussten, um effektiv funktionieren zu können, ständig bemannt gewesen sein, wobei die Betreiber der Stationen zwangsläufig aus dem normalen Erwerbsleben ausschieden, das heißt, sie konnten sich nicht - wie jeder andere Bewohner - selbst um ihre Nahrung und ihre Bedürfnisse kümmern. Deshalb mussten sie von der jeweiligen zu beschützenden Gemeinde versorgt werden. Diese Leute waren die von uns so genannten *Hellmänner* (die Männer in der Helle) oder, wie sie im Volksmund hießen: die *Teufel* (in der Hölle). Ihre Abgaben legten die Anwohner auf den so genannten Opfersteinen ab. Diese Bezeichnung stammt erst aus christlicher Zeit, in der alles „verteufelt“ wurde, geopfert wurde an diesen Steinen niemals.

Auf die Person des Teufels kann hier aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden, ausführlichere Informationen finden Sie in den Büchern „Das keltische Nachrichtensystem“ (2) und „Der Teufel und die Hölle: historisch nachweisbar!“ (3).

Die anfangs unbefestigten Lichtstationen wurden später mit *Warttürmen* ausgebaut. Die einzelnen Stationen waren durch so genannte *Hellwege* untereinander verbunden, die man oft heute

noch in den Landkarten finden kann. Der bekannteste Hellweg war die heutige Bundesstraße B 1 (vom Rhein bei Duisburg über Dortmund, Soest, Paderborn, Hildesheim, über den Harz mit seinen Erzbergwerken, Braunschweig bis nach Helmstedt zur Magdeburger Warte und weiter). An diesem Hellweg liegt u. a. auch südöstlich von Paderborn die Haxter Warte (Originalname: Lichtenturm). Auf dem Höxberg bei Beckum liegt die Soester Warte.

Die Stationen waren immer durch Sichtlinien (nur manchmal in Form von gut sichtbaren Hellwegen, die jedoch nicht unbedingt zu Handelswegen ausgebaut worden sein mussten, beispielsweise im Leistruper Wald bei Detmold), virtuellen Linien, miteinander verbunden. Diese Linien wurden auch *Drachenlinien* (Leylines) genannt. Wir sagen zu diesen Linien heute „Wachstumslinien“, denn sie sind keine Erfindung des Menschen zum Zwecke der Verbindung von Nachrichtenstationen untereinander, sondern ein natürliches irdisches Phänomen, das in der Radiästhesie auch unter dem Begriff „Drittes Gitter“ bekannt ist (4). Die Betreiber des Nachrichtennetzes wussten jedoch um verschiedene Phänomene, die dem „Dritten Gitter“ eigen sind, und nutzten diese geschickt.

Die Bezeichnung *Drachenlinie* ist angelehnt an den *Drachen*, der erst in christlicher Zeit zu einem Ungeheuer gemacht wurde. Vorher war ein Drache keinesfalls so gefährlich, wie er hinterher dargestellt wurde. Wir finden im



Abb. 2: Die Haxter Warte, heute ein Aussichtsturm.



Abb. 3: Haxter Warte, Schild.

Mittelhochdeutschen Wörterbuch (5): *trache, tracke, drache, dracke* = *drache, teufel* (lat. *draco*). Der *Drache* wird hier also mit dem *Teufel* gleichgesetzt. Das war möglicherweise der Grund, warum er von der christlichen Kirche gleich „mitverteufelt“ wurde. Es muss jedoch einen Unterschied zwischen beiden geben. Und der ist tatsächlich vorhanden: *Drache* = [griech.] *drakon* = *Scharfblickender* (6). Ein *Drache* war also eine Person, die aufgrund guter Augen die Funktion eines Wächters ausführte. Und damit erfüllte er zwar durchaus ähnliche Aufgaben wie der *Teufel*, war jedoch möglicherweise nicht immer identisch mit ihm. Ein *Drache* konnte also zwar durchaus ein *Teufel* gewesen sein oder umgekehrt, jedoch nicht zwingend.

Der griechische *Drakon* (von dem diese Bezeichnung herrührt) war um -621 ein tyrannischer Herrscher, ein Archont, dessen Strafen so drastisch waren, dass man sie *drakonisch* nannte. Das wurde späterhin auf alles übertragen, was zu fürchten war, beispielsweise auf Verbrecher, Feinde, Feuerwaffen, Basilisken, Schlangen und ähnliches. Auch Feuerwaffen nannte man zunächst auch nur *Dragoner!*

Die menschliche Urangst vor Unbekanntem wurde (durch den griechischen *Drakon*) auch auf die mythologischen *Drachen* übertragen, die schließlich kein Mensch jemals zu sehen bekommen hat.

Es bleibt zu klären, wer zuerst da war: die Figur, die man mit *Drachen* benannte, oder die Bezeichnung selbst. Wie wir sahen, waren das, was in den Überlieferungen mit *Drachen* bezeichnet wird, durchaus reale Menschen, die eine Tätigkeit als Wachtposten ausübten. Die „*Drakonisierung*“ ihrer Tätigkeit oder ihrer Person mag später erfolgt sein, als das Nachrichtensystem in der Periode der frühmittelalterlichen Zwangschristianisierung zerschlagen war und die wenigen Überlebenden - wie die *Teufel* - ihren Lebensunterhalt beispielsweise durch (nächtlichen) Diebstahl bestreiten mussten.

Dass der *Drache* heute manchmal mit legendären *Ur-Erinnerungen* an überlebende *Saurier* gedeutet wird, mag an der relativen Ähnlichkeit zwischen den überlieferten *Drachendarstellungen* und *Sauriern* liegen. Ich halte hier einen Zusammenhang für gegenstandslos, denn das ehemalige Vorhandensein von *Sauriern* ist in der Wissenschaft erst seit ein paar hundert Jahren durch Ausgrabungen bekannt. Die Menschen des Mittelalters (woher die überlieferten *Darstellungen* letztendlich stammen) versuchten nicht, ein mythologisches Tier aus ihren *Urerinnerungen* darzustellen, sondern sie erfanden *Fantasiefiguren*, die „*Angst und Schrecken*“ darstellen sollten, weil *Drachen* mit *Angst und Schrecken* gleichgesetzt wurden (siehe *Teufel!*). So sind die *Darstellungen* der *Drachen* auch durchaus nicht gleich, sondern zeigen die verschiedensten *Fantasiefiguren*. Man könnte sie vielleicht mit den „*Wolpertingern*“ der *Alpenregion* vergleichen. In *China* gilt der *Drache* hingegen heute noch als *Glücksbringer*. Er wird dort allgemein mit *Wasser* und *Fruchtbarkeit* in Verbindung gebracht.

Im deutschen Sprachraum wird der *Drache* auch als *Lintwurm* bezeichnet (*lint* = leuchtend [!]). Hier haben wir wieder den Zusammenhang zu unseren *Lichtstationen*.

Zurück zu den *Drachenlinien*. Sie waren also virtuelle *Sichtlinien*, die den *Drachen* eine Verbindung zum nächsten „*Drachenhorst*“ ermöglichten. Der hauptsächlich im englischen Sprachraum übliche Begriff *Leyline* besagt, wörtlich übersetzt, nicht mehr und nicht weniger als „*eine hingelegte Linie*“. Eine solche Definition ergäbe jedoch wenig Sinn. Zunächst finden wir im Mittelhochdeutschen (7): „*lê = hügel; lêwer = hügel, hügelartiger aufwurf als grennzeichen*“. Danach wäre eine *Leyline* eine *Linie*



Abb. 4: Eine Kirchturmkugel, das „Zunftzeichen“ der Nachrichtenleute.

zwischen zwei *Grennzeichen*. Dazu muss man wissen, dass bis in jüngerer Zeit *Grenzmarkierungen* fast ausnahmslos *radiästhetisch* nach dem irdischen *Globalgitternetz* angelegt wurden, weil diese *Gitterlinien* unverrückbar sind und kaum manipuliert werden konnten. *Grenzmarkierungen* nach diesem System waren also wesentlich sicherer als willkürlich gesetzte *Grenzsteine*, die etwa bei *Nacht und Nebel* - zum eigenen Vorteil versetzt werden konnten.

In *Europa* ist das Wort *Lei* häufig in *Ortsnamen* manifestiert (Beispiele: *Leistrup* = *Lei-Dorf*; *Lay, Leyhe, Schley, Aarlei, Loreley* usw.). Die *Leipunkte* waren früher *Steinmale*, die zur *Kennzeichnung* von *Fernwegen* gesetzt wurden. Im *Chinesischen* heißen diese *Steinhäufen* heute noch *Lêi*.

Die Bezeichnung *Hellweg* wurde bisher oftmals als *Heer- oder Salzhandelsweg* gedeutet. Diese Deutung geht



Abb. 5: Alte Grabplatte, auf der Gottvater mit einem Fuß auf einer „Kugel“ steht.



Abb. 6: „Opferstein“ im Leistruper Wald. Hier wurde von der Bevölkerung die Verpflegung für die Teufel abgelegt.

jedoch völlig am Sinn der Bezeichnung vorbei, auch wenn einige dieser Hellwege (in späterer Zeit) zu Fern-Handelswegen bzw. -straßen ausgebaut worden sind und im Konfliktfall durchaus auch als Heerweg fungiert haben können.

Schauen wir uns den bekanntesten Hellweg - die heutige Bundesstraße 1 - an, so finden wir eine Reihe von Lichttürmen oder Hellewarten entlang der alten Straße, und sie waren ausschlaggebend für die Bezeichnung dieser Straße. Ein Beispiel ist die schon zitierte *Haxter Warte* (südöstlich von Paderborn) mit ihrem ursprünglichen Namen *Lichtenturm*. Die Straßen der ehemaligen Ley-Linien führten ursprünglich von Steinmal zu Steinmal. Es ist belegt, dass es damals üblich war, regellose Steinhäufen als Marksteine zu verwenden. Diese Marksteine waren Wegweiser und gleichzeitig Erkennungsmerkmal. Mit fortschreitender Zivilisation entwickelten sich diese Steinhäufen zu kleinen tempel- oder kapellenähnlichen Gebäuden. Obenauf befanden sich goldene Kugeln, die als Kennzeichen später von den Signalstationen und ihren Türmen übernommen wurden. Selbst heute noch findet man diese goldenen Kugeln auf Kirchtürmen. Diese Kugeln auf den Kirchen sind nach unserer Annahme ganz einfach das ehemalige „Zunftzeichen“ der Lichtsignal-Leute, das der Einfachheit halber übernommen wurde, und dessen Ursprung im Lauf der Jahrhunderte in Vergessenheit geriet. Es war möglicherweise ein ebensolches Zunftzeichen, wie beispielsweise die Post heute noch das Posthorn als „Zunftzeichen“ benutzt, obwohl nichts, aber auch gar nichts mehr bei der heutigen Post mit einem Horn zu tun hat.

Viele der alten Kirchen zeigen zudem

noch den „gallischen Hahn“ auf der Turmspitze. Auch das ist ein altes heidnisches Symbol. Nach dem Hahn (= *gallo*) wurden ehemals die Gallier - so heißt es - von den „Römern“ benannt (Gallier ist eine andere Bezeichnung für Kelten). Angeblich wegen ihrer rostroten Haare, die an das Federkleid eines Hahnes erinnern sollen. Hier mag jedoch mittelalterliches Fabulieren mit hinein spielen.

Zu den „Kugeln“ muss kurz erwähnt werden, dass es sich hierbei um die Signalkugeln handelt, eine Art „Schusterkugeln“ (kugelförmige Glasbehälter, die mit Wasser gefüllt werden können. Eine dahinter platzierte Kerze erzeugt einen scheinwerferähnlichen gebündelten Lichtstrahl, der sich ausgezeichnet zum Versenden von Lichtsignalen eignet. Näheres wiederum in [2]).

Die ältesten Kirchen sind jedenfalls offenbar okkupierte Signalstationen. Aber heute hat selbst der Klerus die Her-



Abb. 7 und 8: Hellweg bei Rüsselsheim: Hier ist die ehemalige Lichtstrecke in etwa zwei bis drei Metern über dem Boden immer noch pflanzenbewuchsfrei. Wie das einst gemacht wurde, weiß niemand.





kunft dieses Zeichens, der Kugel, vergessen. Im frühen Mittelalter war dies jedoch nicht so. Kunstvoll ausgeführte Kirchengemälde bezeugen auf vielfältige Art immer wieder, dass die Kugel ein wichtiges Gerät war. Meist wird „Gott“ oder ein hoher kirchlicher Würdenträger mit einer Kugel dargestellt. Das waren keine „Weltkugeln“, denn zu jener Zeit wäre eine kugelförmige Darstellung der Erde ein Verstoß gegen die herrschende Lehre gewesen und mit dem Scheiterhaufen bestraft worden. Hier und dort sieht man die Kugel, die man sogar auf den

Deckengemälden als Glaskugel erkennen kann, sogar im Sinne von „göttlicher“ Nachrichten-Durchgabe dargestellt. Vielleicht wusste der Künstler nicht mehr genau, wie das funktioniert hat, aber dass die (Glas-) Kugel ein überaus wertvoller Gegenstand war, ist aus jeder Darstellung erkennbar.

Die Lage vieler alter Kirchen und Kapellen zeigt deutlich, dass die christlichen Zwangsbekehrer nicht etwa nur ehemalige heidnische Kultstätten überbaut haben, sondern insbesondere politisch-militärische Objekte zu esoterisch-religiösen

Zwecken umfunktioniert haben. Einen Vorteil hatte diese Sache dennoch, denn auf diese Weise blieben uns doch eine ganze Reihe alter Stätten - wenn auch zweckentfremdet - erhalten.

Zurück zu der Zeit, bevor aus den Ludrenplätzen feste Nachrichtenstationen wurden. Es liegt auf der Hand, dass eine funktionsfähige drahtlose Nachrichtenübermittlung zu jener Zeit nur durch Lichtsignale (sprich: Feuer) möglich war. In dieser kriegerischen Zeit war der beste Schutz für die Bevölkerung ein effektives Alarmsystem, das rechtzeitig vor anrückenden Feinden warnte und die eigene Abwehr aktivieren konnte.

Die Feuerstellen müssen jedoch so angelegt gewesen sein, dass ein leichtes Auffinden im Konfliktfall durch Feinde zumindest stark erschwert wurde. Nachts wäre eine solche Station schon von weitem durch den Lichtschein, tagsüber durch den Rauch erkennbar gewesen, wenn nicht Vorsorge getroffen worden wäre, dies zu verhindern. Ein gewisser Sichtschutz der Station wurde durch eine Einhegung des umliegenden Geländes gewährleistet. Für die Signalverbindung war mehrfach - im unwirtlichen Gelände - in der Vegetation nur ein regelrechter Lichtkanal zur nächsten Station von Bewuchs freigehalten worden.

Diesbezüglich waren die Kelten vermutlich in der Lage, den Pflanzenwuchs - wie auch immer - nach ihren Wünschen zu beeinflussen. Wir fanden in der Nähe von Rüsselsheim (Rhein-Main-Gebiet) mitten im Wald einen schnurgeraden *Hellweg* zwischen zwei Ludrenplätzen, der heute noch in einer lichten Höhe zwischen zwei und drei Metern pflanzenfrei ist. Das heißt, die umliegenden Pflanzen wichen dem ehemaligen Lichtkanal regelrecht aus und wuchsen außen herum, so dass eine Art pflanzenfreier Tunnel durch den Wald entstand. Es bleibt zu klären, welche „Technologie“ hier zur Anwendung kam, dass sie heute noch funktionieren kann. Diese Art der Pflanzenmanipulation war sicher nicht die Regel, wurde jedoch möglicherweise auch anderswo angewendet.

Erst in späterer Zeit wurde mit der Verfeinerung der Nachrichtentechnik aus den Ludrenplätzen - also aus den reinen Feuerstellen - ganze Signalanlagen mit einem Turm und Glocke (von: *G'locke; Geloche*). An diesen Signalturn angebaut war ein Brennstofflagerhaus, das zunächst wahrscheinlich ein reiner Holzbau war und auch dem Aufenthalt und der Unterkunft der Bedienungsmannschaft diente.

Erkennen Sie das Gebäude wieder? Gehen Sie einmal mit offenen Augen durch die Landschaft und achten Sie einmal darauf, wie viele Kirchtürme in direkter Sichtverbindung stehen. Sie



Luftbildaufnahme der Externsteine (Google Earth)

werden überrascht sein! Es ist jedoch nicht überraschend, wenn man weiß, dass bei der Zwangschristianisierung Mitteleuropas zuerst die wichtigste Einrichtung der „Heiden“ (das Nachrichtensystem) zerstört, besetzt und umfunktioniert wurde, um den gegnerischen Nachrichtenfluss zu unterbinden. Genauso wird es heute noch gemacht, wenn ein Land von einer Armee okkupiert wird. Es war doch recht praktisch, einen Turm mit Alarmglocke und einem Versammlungsraum zu haben. Mit der Glocke wurden nun die zwangsbekehrten Menschen herbeizitiert.

Bemerkenswert ist, dass viele der ältesten christlichen Kirchen im so genannten romanischen (= römischen!) Baustil anscheinend solche ehemaligen übernommenen und umfunktionierten keltischen Signaltürme sind. Man kann auf den ersten Blick erkennen, dass viele der an die Türme angebauten Kirchenschiffe ganz offensichtlich einen anderen Baustil aufweisen, also sichtbar aus späterer Zeit stammen. Diese alten Kirchen stehen ohne Ausnahme auf strategisch wichtigen Punkten mit einer Sichtverbindung untereinander. Dabei kommt als weitere Komponente hinzu, dass diese Standorte geomantisch und radiästhetisch hervorragend ausgewählt wurden. Hier jedoch ins Detail zu gehen, würde den Rahmen dieser Ausarbeitung sprengen.

Das Signalsystem und das Wissen

um dieses wurde von den christlichen Siegern nachhaltig ausgelöscht. Die strategisch wichtigen Punkte, die Türme, wurden oftmals zu Kirchtürmen umfunktioniert. Die „Zunftzeichen“ der Signalleute wurden mitsamt dem *gallischen* Hahn einfach beibehalten und oftmals noch nicht einmal durch ein Christenkreuz ersetzt (man nennt das heute „Kultplatz-Kontinuität“). Es muss doch zu denken geben, dass *weder* die christliche noch die jüdische Religion, aus der die christliche hervorging, ursprünglich Türme an ihren religiösen

Tempeln kannte. Türme an christlichen Sakralbauten sind ein Detail ohne jede Tradition. Auch den „heidnischen“ Vorläufer-Religionen waren Türme auf ihren sakralen Plätzen fremd. Der Vorteil bei dieser „Adaptierung“ war jedoch, wie gesagt, dass auf diese Weise doch recht viele dieser alten Bauwerke erhalten geblieben sind. Anderenfalls wären sie vielleicht unwiederbringlich zerstört worden und heute nicht mehr rekonstruierbar.

Die Externsteine: eine Nachrichtenstation

Die Externsteine sind ein sagenumwobenes Monument, eine riesige Steinreihe, die in der Nähe von Horn-Bad Meinberg (bei Paderborn) in den Himmel ragt. Die Formation dieser Steine ist jedoch nicht einzigartig, so imposant sie auch auf den Besucher wirkt. Südwestlich in etwa vier Kilometern Luftlinie befinden sich die sehr ähnlichen Klippen der Velmerstot. Weiter im Süden die Teutoniaklippen, und noch südlicher, bereits im Altkreis Brilon (jetzt Hochsauerlandkreis), das „Felsen- und Klippenmeer“ mit Opferstein und der Bergspitze „Nadel“, und die Bruchhauser Steine.

Daran lässt sich erkennen, dass die Externsteine durchaus kein Unikat sind. Sie sind auch nicht etwa - wie es auch schon behauptet wurde - von Menschenhand aufgetürmt worden, sondern mit dem Untergrund verbundener Fels. Geologisch gesehen handelt es sich um Osningsandstein, der durch tektonische Ereignisse steil gestellt wurde. Vieles an den Externsteinen ist rein natürlichen Ursprungs, aber durch Verwitterung oft und stark verändert. Auch der Bewuchs von Bäumen und Sträuchern trug dazu bei, dass ganze Teile durch die Wurzeln der Pflanzen regelrecht herausgesprengt wurden.



Abb. 9: Externsteine - die „Kanzel“.



Abb. 10: Das so genannte Kreuzabnahmerelief ist in Wirklichkeit eine templerische Freimaurer-Arbeits-tafel und stammt aus dem 16. Jahrhundert. Mit Christentum hat das wenig zu tun.



Abb. 11: Der Sazellumfels (links)



Abb. 12: Das „Sonnenloch“ im Sazellum ist von unten nur von bestimmten Stellen mit einem Teleobjektiv erkennbar.

Während bei einigen vorgenannten anderen Klippen zwar früheste menschliche Aufenthaltsspuren ergraben, aber keine Steinbearbeitungen vorgefunden wurden, stellt sich die Frage, was gerade die Externsteine an sich haben (oder hatten), denn Steinbearbeitung macht man in dieser Größenordnung nicht nur zum Zeitvertreib. Und es ist viel Menschenwerk an den Externsteinen vorhanden.

Die Externsteine bestehen aus einer lang gestreckten Reihe von wandähnlich aufrecht stehenden Felsen, deren wichtigste die „Felsen 1 bis 4“ sind. Weitere acht bis neun Felsen in östlicher Richtung sind größtenteils mit Erde bedeckt und schauen nur teilweise aus ihr heraus. Obwohl man auch an ihnen menschliche Bearbeitungsspuren erkennen kann, werden sie meist nicht beachtet.

So viele Sagen sich auch um diese Kolosse ranken, es gibt mindestens ebenso viele Theorien, um was es sich bei diesen Felsungetümen handeln soll. Allgemein wird hier die These angenommen, es handele sich um ein altes Germanenheiligtum. Schon der legendäre Karl der Große soll hier die einstmals auf dem Hauptfels aufgestellte Irminsul zerstört haben, um die heidnische Religion zu bekämpfen. Über die Irminsul ist man sich nicht ganz klar, um was es sich hierbei handelte. Es gibt zwar Darstellungen von ihr, aber über den Zweck sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt. Meist wird die These vertreten, die Irminsul sei das Abbild der Weltenesche. Allerdings würde ich einen Baum etwas anders darstellen. Doch hier ist nicht der Ort, um über die Irminsul zu diskutieren.

Die Thesen, um was es sich bei den Externsteinen gehandelt hatte, gehen von einer Kultstätte - mal heidnisch, mal christlich - bis zu modernen Deutungen, es habe sich hierbei um ein prähistorisches Raumfahrtzentrum gehandelt. Alle Variationen sind vertreten, weil man eben nicht mehr weiß, was es wirklich war.

In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde an den Externsteinen unter Prof. Dr. Andree-Münster eine groß angelegte Grabungskampagne durchgeführt, die den damals aufkommenden Germanenmythos untermauern und den Nachweis erbringen sollte, dass es sich bei den Externsteinen um ein altgermanisches Nationalheiligtum handele. Der Nachweis konnte jedoch nicht erbracht werden. Dann kam der 2. Weltkrieg, und seit der Nachkriegszeit werden alle archäologischen Funde aus der Zeit des 3. Reiches nicht beachtet. So auch die Funde aus der Andreeschen Grabung, die bis heute dem Publikum vorenthalten werden, in Museumskellern in Detmold lagern und langsam verfallen.



Abb. 13: So saß einst der Wächter vor dem „Sonnenloch“ und behielt die Nachrichtenstation bei der Fissenknicker Mühle im Auge.

Ich beschränke mich nun auf die für unsere These relevanten Dinge, denn um die Externsteine könnte man ganze Buchreihen schreiben (und sind auch schon geschrieben worden). Neben den hier geschilderten befindet sich noch der so genannte „Sargstein“ bei den Steinen, der jedoch wahrscheinlich aus dem Mittelalter stammt, als die Tempeler/Freimaurer diesen Platz nützten. Dazu gehört wohl auch der so genannte „Altar“ bzw. „Kanzel“ vor Fels 2. Der „Hängegott“, ein Bildnis, das eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Gekreuzigten hat, scheint nur eine Laune der Natur zu sein, so wie eine Reihe weiterer „Figuren“ und „Gesichter“, die man hier und dort mit einiger Fantasie in den Felswänden erkennen kann.

An Fels 1 befindet sich das so genannte Kreuzabnahmerelief. Es zeigt - so wird es gedeutet - einige Menschen, die Jesus vom Kreuz nehmen. Unter ihren Füßen (der untere Teil des Reliefs) erkennt man gerade noch eine sich windende Schlange. Dieser Teil ist verwitterter als das Hauptbild und wird heidnischer Zeit zugeordnet. Das Relief soll angeblich schon mindestens tausend Jahre alt sein, wie es immer noch in den Lexika und in den Fachbüchern steht. Doch Volker Ritters hat in einem Buch (8) nachgewiesen, dass es sich hierbei um ein templerisches Einweihungsbild als Freimaurer-Arbeitsstafel handelt, die erst nach 1511 errichtet wurde. Mit Hilfe der von ihm wiederentdeckten Verborgenen Geometrie in alten Kunstwerken konnte er sogar den Hersteller des Reliefs feststellen: Es war Lucas

Cranach d. Ä., der sich mit seiner Signatur im Relief verewigt hat (9). Somit kann die These ad acta gelegt werden, bei diesem Platz handele es sich um ein frühchristliches Heiligtum.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt den Grund für die Exklusivität der Externsteine: Der Bogen des gesamten Osnings (Teutoburger Wald und Eggegebirge) bietet nur wenige Überquerungspässe für Fernwege. Während sich im Lipper Raum der Pass bei Oerlingshausen und die Dörenschlucht anbieten, folgt im weiteren Verlauf nach Süden nur noch das Diemeltal. Dennoch vermittelt die Flussrichtung der Lippe von West, und die des Baches Wiembeke von Nordost einen Pass, den der vorzeitliche Mensch nutzte, da die Flüsse normalerweise immer gute Pässe vorgaben. Da die Lippe und in ihrer Folge die Strothe wie in einen Trichter mitten ins Gebirge weisen, ist nicht schwer zu erraten, dass an diesem Flusslauf die Überquerung gesucht wurde. Die Strothe wendet sich jedoch kurz vor Horn jäh nach Osten, dass sich der Reisende in einer Falle sah.

Das Gelände zwingt direkt auf die Steine zu. Von Osten führt die Wiembeke ebenfalls jeden Reisenden an die Steine. Der Kamm Bärenstein - Externsteine - Knickenhagen stellt die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser dar. Wir haben hier eine natürliche Engstelle. Sie wird noch interessanter, weil der Eggeweg als Höhenweg, über den Kamm der Egge von Süden kommend, hier unseren West-Ostweg kreuzt, um als Hermannsweg auf der Höhe nach Nordwest weiter zu laufen.

Der Schritt zu einer Machtposition an diesem Punkt ist also geografisch bedingt und somit vorgegeben. Die Funk-

tion eines „Schlosses“ - die Verschließung eines Durchgangs - mit Maut oder Zollzahlung ist eine normale Folge menschlich-merkantilen Strebens.

Man sollte mehr den Blick so wenden, dass man von den Steinen in die Landschaft schaut - wie es die Steine vorschreiben. Ein einziges Teil gibt die Blickrichtung vor: das so genannte Sazellum auf Fels 2, auch „Höhenkapelle“ genannt, das nur durch eine kleine Brücke von Fels 3 aus erreichbar ist. Es ist schon jeher der Hauptzankapfel zwischen verschiedenen Weltanschauungen, auf die wir hier jedoch nicht eingehen wollen.

In der Tat sieht selbst *Arendt Fransen*, der Mitausgräber bei der Andreeschen Grabung an den Externsteinen, das Sazellum so, wie er es gar nicht sehen will - und beging einen fatalen Irrtum: „*Das dieser Raum im letzten Jahrhundert lange Zeit als christliche Kapelle gedient hat, wird von niemanden bezweifelt, ist urkundlich belegt und so offensichtlich, dass es sich erübrigt, darüber ein Wort zu verlieren.*“

Das aber genau hätte er doch tun sollen: Belegt ist das zwar, aber es ist dennoch nicht offensichtlich! Denn die Gestaltung des Raumes zeigt Wesentlicheres, wenn man Weltanschauungen weglässt und sachlich an das Objekt herangeht!

Schon 1927 hatte *Wilhelm Teudt* auf die „seltsamen Linien“, der Warttürme hingewiesen (10). Seine mühselige Kleinarbeit nützte jedoch nicht viel, seine Thesen wurden zugunsten der nationalsozialistischen Sache missbraucht, ausgeschlachtet und dann urplötzlich fallengelassen. Ungeachtet dessen hatte Teudt im Ansatz damit doch recht.

Auch die Grabungen an den Stei-



Abb. 14: Der Blick durch das „Sonnenloch“ zeigt exakt auf die Baumgruppe bei der Fissenknicker Mühle, wo sich der nächste Ludrenplatz befindet! (Pfeil)



Abb. 15: Der Durchgang von der Petrusgrotte zur Hauptgrotte.

nen durch Prof. Andree in den Jahren 1934/35 wurden nicht beendet und die Herstellung einer „Germanischen Pflegestätte“ kam nicht zustande, wurde auch nicht weiter betrieben. *Oskar Suffert* gab dazu sogar zu Protokoll, dass weitere Untersuchungen durch die SS bei Strafe verboten worden seien (1935) (11).

War man sich damals schon darüber im klaren, dass es sich bei den Externsteinen keinesfalls um ein „Heiligtum“ handelte? Erkannte man in den Fundrelikten bereits die Nichthaltbarkeit der „germanischen“ Theorie?

Aufgrund der Vorarbeit von Wilhelm Teudt, der schon 1927 feststellte, dass die Externsteine das Zentrum einer Wartturmanlage seien, überlegten wir uns, wie dieses Szenarium in der Praxis ausgesehen haben mochte. Während man sich anderenorts nur mit der NS-Verstrickung Teudts befasste, seine Vereinnahmung in die braune Gedankenwelt, wurde dabei außer acht gelassen, dass seine Gedankenansätze zu diesem Thema richtig waren und weiter untersucht werden sollten.

Im Oktober 1990 hatte *Reinhold Lück* das Sazellum einer genaueren radiästhetischen Untersuchungen unterzogen und kam zu dem Schluss, dass der so genannte Altar gar keiner sei. Es sei eine Sitzbank für einen Wächter, der hinaus schaut (12).

Darauf weist auch die „Sitzbank“ hin, die eine durchgescheuerte abgerundete Sitzfläche aufweist. Schon Dr. Mundhenk geriet darüber in Verwunderung:

„Begreiflicherweise ist der Altarständer durch allzu häufige menschliche Berührung stark abgenutzt. Erstaunlich

aber ist es, dass die scharfe Außenkante bisher unter dem Andrang der Menschen wenig gelitten hat.“ (13)

Wir meinen, dass die Abnutzungen durch das lange Sitzen des Wachpersonals auf dieser Bank herrührt. Opferhandlungen an einem Altar hinterlassen keine solche Spuren! Dabei kommt ein weiteres Detail ins Spiel: Der „Altar“ steht exakt auf einem radiästhetischen Gitterstreifen. Das heißt, dass ein potenzieller Wächter mit einem Bein im positiven, mit dem anderen Bein im negativen Feld saß. Hierdurch werden Ermüdungserscheinungen wirksam verhindert.

Sitzt man einmal auf dieser Bank und schaut bequem hinaus, so fällt der Blick zunächst auf den Wald am Horizont. Doch schaut man genauer hin, fallen zwei Merkmale am Horizont auf: ein heller Fleck und eine herausragende

Baumgruppe. Der helle Fleck ist die „Fissenklicker Mühle“ (heute ein Restaurant) und die Baumgruppe liegt am Eichendorffweg in Horn-Bad Meinberg Ortsteil Fissenklick. Der langgestreckte Wald im Hintergrund und weiter nach Westen ist der Leistruper Wald. Das ist es also, was zu sehen beabsichtigt gewesen war! Die Erbauer des Ausgucks müssen Daten und Fakten, Sinn und Zweck, Ziel und Ausrichtung schon vorher perfekt gekannt haben, denn eine solche Steinbearbeitung lässt sich nicht mehr im Nachhinein korrigieren.

Allgemein wird das Sazellum als „Sonnenbeobachtungsobservatorium“ und das Sazellumfenster als „Sonnenbeobachtungsloch“ bezeichnet. Zur Sommersonnwende soll die Sonne direkt durch das Loch fallen, jedoch verhindert der Bewuchs vor dem Horizont dem Sehenden eine Demonstration.



Abb. 16: Der „Luftschtacht“ in der Petrusgrotte, unmittelbar hinter dem Zugang auf der rechten Seite.

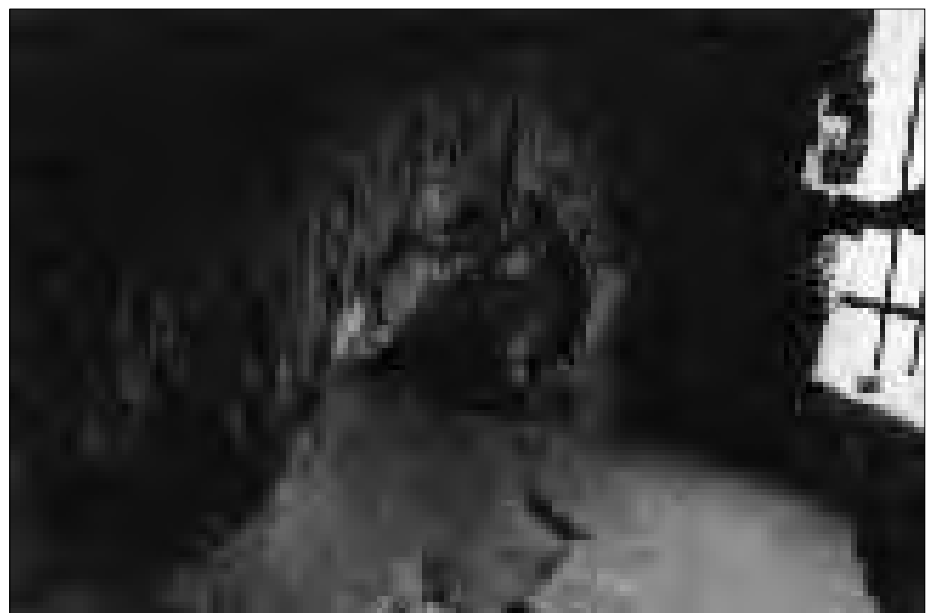


Abb. 17: Das „Mikrofonloch“ im zweiten Zugang zur Hauptgrotte.

Weiterhin fällt der Sonnenstrahl nicht etwa gerade durch das „Sonnenloch“, wie man annehmen müsste, sondern schräg an die linke Wand. Das gab uns zu denken. Und noch ein Detail: Das Beobachtungsloch des Sazellums ist von unten normalerweise nicht erkennbar. Nur aus einem ganz bestimmten Blickwinkel kann man es mit einem Teleobjektiv fotografieren. Die Erbauer hatten geschickt eine Anordnung gewählt, die eine perfekte Tarnung garantierte.

Der Flurname „Fissenknicke“ („Fissen“ = Visieren) zeigte uns, dass wir auf der richtigen Spur waren. Der visuell wichtigere Punkt ist die Baumgruppe, die am Eichendorffweg steht. Sie war für uns jedoch vorerst nur ein Anhaltspunkt. Unsere späteren praktischen Versuche zeigten jedoch, dass wir auf der richtigen Spur waren.

Die Grotten

In der Hauptgruppe der Felsen befinden sich mehrere Grotten, die einst nicht miteinander verbunden waren. Die Grotte rechts in Fels 1 wird Rekluzenzelle genannt. Sie ist so klein, dass in ihr kein Mensch stehen oder liegen kann. Aufgrund der Bearbeitungstechnik stammt sie wohl aus derselben Zeit wie die anderen Grotten, ist jedoch eventuell unvollendet geblieben. Heute ist sie durch ein Gitter verschlossen.

Die „Kuppelgrotte“ wird auch „Hauptgrotte“ oder „Petrusgrotte“ genannt, weil an ihrem etwas erhöht gelegenen, vergitterten Zugang in einer überwölbten Eingangsnische ein stark verwittertes Relief in die Wand gearbeitet ist, das „Petrus“ mit einem Schlüssel in der Hand darstellen soll. Hierzu benötigt man allerdings arg viel Fantasie. Prof. Wagner vom Heidelberger Max-Planck-Institut kam bei der Nutzung der Höhlen auf eine zeitliche Datierung um -1000 bis -2000, das ist die Hallstatt- und Laténe-Zeit. Die Untersuchungen der Höhlen ergaben, dass in dem so genannten „Petrusgang“ neben der großen oder „Hauptgrotte“ Feuer mit einer Hitzeentwicklung um 500° C aufwärts gebrannt haben müssen, wodurch eine Datierung erst ermöglicht wurde.

In seinem Referat auf der 1. Horner Fach-Tagung 1989 brachte Ulrich Niedhorn auch die Entstehung dieses Raumes zur Sprache. Die Petrus-Grotte hat früher keinen Zugang zu den anderen Räumlichkeiten gehabt. Erst nachträglich wurde sie mit einem unbeholfenen „Korridor“ mit diesen verbunden. Bemerkenswert ist der kleine „Luftschacht“, der in der Literatur manchmal als „Lichtschacht“ tituiert wird. Dazu kommt, dass die „Kuppel“ weder natürlichen Ursprungs sein kann



Abb. 18: „Des Teufels Aschloch“ an Felsen 1/(Bildmitte)



Abb. 19: „Des Teufels Arschbacken“ (1934), nur erkennbar, wenn der angestaute See abgelassen ist.

noch von Menschenhand angelegt worden sein soll. Durch die Rotverfärbung des Gesteins kam Niedhorn zu dem Befund, dass einmal hohe Temperaturen in dem Raum gebrannt haben müssen. Nachdem alle möglichen Gewerbebetriebe aus praktischen Gründen nicht hier ansässig gewesen sein konnten, blieb nur ein Gedanke übrig: ein Krematorium! Diese Überlegung von Niedhorn unter dem Aspekt „Wozu entfacht man in einem Gewölbe ein Feuer?“ hat alle Punkte berücksichtigt. Wenn man jedoch weiß, dass der „Nebenjob“ des Teufels die Verbrennung von Toten war (nicht etwa von Lebenden!), dann ergibt diese Aussage einen Sinn!

Dazu wurde bei der 2. Horner Fach-Tagung 1991 von Prof. Wolfhard Schlosser eine kernphysikalische Analyse von Gesteinsproben aus der Kuppelgrotte

und anderen Höhlen der Externsteine vorgelegt. Dabei erwies sich, dass schon rund 1100 Jahre vor unserer Zeitrechnung Menschen Feuer in den Steinen gelegt hatten. Bis zu diesem Zeitpunkt ging man nur von einer Höhlennutzung etwa ab dem Mittelalter aus. Diese Untersuchungen müssen zwar mit Vorsicht betrachtet werden, denn kernphysikalische Untersuchungen zeigen gerade in Verbindung mit Brand recht ungenaue Werte. Allein der Nachweis, dass hier Feuer unterhalten wurde, spricht jedoch für sich. Dass auch vor der Funktion der Externsteine als Nachrichtenknotenpunkt bereits dann und wann Feuer darin unterhalten wurden, spricht nicht gegen unsere These.

Es ist archäologisch erwiesen, dass in der Hallstatt/Laténe-Zeit Feuerbestattungen stattfanden. Und wenn man



Abb. 20: Beschriftung einer Schachtel im Lippischen Museum mit Grabungsartefakten.

bei der besonderen, exponierten Lage der Externsteine (inkl. Knickenhagen und Bärenstein) von einem „heiligen“ Bezirk sprechen möchte, dann setzt eine Brandbestattung auch eine Leichenverbrennung voraus. Genau das ist hier passiert!

Wie in der Kuppelgrotte, so muss man auch in der Hauptgrotte oder „Großen Grotte“ einen Feuerplatz annehmen, da hier - beispielsweise unter der großen „Rune“ - ebensolche Rotverfärbungen im Gestein zu finden sind.

In der Mitte der Grotte befindet

sich eine halbkugelförmige Vertiefung im Boden, die ebenfalls zu allerlei Spekulationen Anlass bot. Unter anderem wurde sie schon als „Taufbecken“ bezeichnet. Wir nehmen jedoch an, dass auch hier ein Feuer gebrannt haben muss, da dieser Platz für die Signalstation sehr wichtig war.

Die Funktion der Externsteine als Nachrichtenknotenpunkt

In der Praxis muss es so ausgesehen haben, dass man im Sazellum Nachrichten von Sternberg, Brake, Schaumburg, Schieder und Pyrmont (Feuerberg) und anderen empfing, von oben (Sazellum) nur direkt vom Dörenberg bei Sternberg via Hellberg/Leistruper Wald. Die Türen und/oder Fenster der unteren Grotte - die sicher in späteren Zeiten erheblich verändert worden sind - weisen auf markante Punkte in der Umgebung hin, so dass jeweils eine „Umsetzstation“ die Nachricht weiter gab, ohne dass der Platz verraten worden wäre.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass (zumindest) das Grot-

tenssystem mit einer Art vorzeitlicher Sprechverbindung ausgestattet ist. Wie dieses System angelegt wurde, welche Räumlichkeiten noch damit verbunden sind oder waren und wie es überhaupt funktioniert, ist nicht bekannt. Wohl mehr durch Zufall hat man an der rechten Wandseite des zweiten Zugangs zur Hauptgrotte ein Loch gefunden, welches eine Art Verstärkerfunktion aufweist. Spricht man mit normaler Stimme hinein, so schallt sie verstärkt durch das Grottenystem. Heute wird dieses Phänomen mehr zur Belustigung der Touristen vorgeführt. Für eine funktionierende Nachrichtenstation, in welcher mehrere Menschen in auseinander liegenden Räumen arbeiten, ist eine solche Sprechverbindung jedoch mehr als hilfreich.

Wohin führten die Sichtlinien?

- Der Brinkbusch - der noch auf seine künstliche Errichtung untersucht werden müsste - eignet sich als Verteiler vorzüglich, wie wir bei unseren Experimenten herausfanden.

Also wurden von der „Großen Grotte“ aus die Nachrichten abgegeben. Wenn in dem so genannten „Taufbecken“ ein Feuer brannte, dann konnte man direkt zwei Strahlen (mit Lichtbündelung mittels Kugel) herausenden:

- Nach Brake durch das „Portal“ (wie es Mundhenk nennt) zum Bleibusch oder Sengebeutel und weiter nach Hausberge.
- Nach Pyrmont durch die „Adlertür“.
- Ein Strahl wird gesondert abgegeben (mittels Spiegel oder mit einem Extrafeuer) zum Hellberg in den Leistruper Wald und weiter über Sternberg, die Uffoburg und die Hünenburg zur Schaumburg.
- Das gleiche gilt für den Ausgang zum Petrusgang nach Schwalenberg.
- Ein markantes „Fenster“ ist sicher das, welches direkt zum Steinbruch und damit zur dort angenommenen Burg Drekkanfils führt. Es ist das große Nordostfenster im Sazellum. Es zeigt etwa 40° Nordwest und geht verlängert zur Grotenburg.

Möglicherweise gibt es noch weitere Sichtlinien. Bei diesen „Sichtlinien“ handelt es sich meist nur um imaginäre Linien auf der Landkarte, manchmal wurden sie aber manifestiert, wie etwa im Leistruper Wald bei Detmold. Dort befinden sich auch zwei Steinreihen (Alignements), und Marksteingruppen. Gleich zwei der obligatorischen Opfersteine sind auch vorhanden.

Dieses Lei (oder Ley) in Leistrup ist wohl eher bekannt durch die scheinbaren Linien, die sich in England durch gerade Straßenführung ergeben: die



Abb. 21: Ein Fundstück (Teudt) zeigt links den „Teufel“ (Hellmann, Nachrichtenmann) und rechts eine stilisierte Nachrichtenkugel.



Abb. 22: Eine bei den Externsteinen bei der Andreeschen Grabung gefundene Münze zeigt wiederum den „Nachrichtentechniker“, genannt Teufel (Teudt).

Leylines. Die zwar teilweise, aber nicht konsequenten Geraden ergeben sich aus dem damaligen Weg von Steinmal zu Steinmal.

Betrachtet man sich die Externsteingruppe von der westlichen Seite, so ist diese heute von einem nach dem zweiten Weltkrieg künstlich angestauten See des Baches Wiembeke umgeben. Dort befindet sich in Fels 1 das so genannte „Teufelsloch“ oder, wie es richtig heißt: „Des Teufels Aschloch“. Es liegt heute unterhalb der Wasseroberfläche, weshalb wir uns fragten, ob der See nur deshalb angestaut worden ist, um dieses Merkmal zu vertuschen? Denn allein die Bezeichnung ließ uns aufhorchen.

Nachforschungen von Thomas Riemer und Reinhold Lück über die Andreesche Grabung und ihre Funde ergaben, dass dieses Loch einst „des Teufels Aschenloch“ genannt wurde, woraus dann „Aschloch“ und (wohl wegen fehlendem Wissen) später „Arschloch“ wurde. Dieses Aschenloch hat es in sich, denn hierin mündet ein Schacht, der durch den Felsen bis zur oberen, nicht begehbaren Plattform führt. Da dieses Loch auf dem flachen Gipfel auch vom Nachbarfelsen mit einer für den Publikumsverkehr geöffneten Aussichtsplattform aus erkennbar ist, hält man es in der Literatur für den Platz, auf dem die Irminsul gestanden habe. Auf solche Vorstellungen können jedoch nur solche Menschen kommen, die nichts von dem abwärts führenden Schacht wissen.

O. Suffert zitiert 1934 (14) das „Chronicon comitatus Lippiae“ von Piderit aus dem Jahre 1627 über das Wirken des Teufels an den Externsteinen:

„Der Teufel aber konnte nicht leiden, dass etwas Gutes daselbst verrichtet wurde, derowegen hat er sich ungerathen, mit Gewalt den Stein umzuwerfen. Und er hat sich mit aller Macht

dagegen gestemmt, hat ihn aber doch nicht umwerfen können. So mächtig aber hat er dagegen gedrängt, dass sich sein Hinterer tief in den Stein gedrückt hat, wie man noch sehen kann, und die lichte Lobe ist ihm hinten herausgefahren und hat an dem Felsen ihren Brandfleck hinterlassen, den kann man aber jetzt nicht mehr sehen, er ist von Erde und Buschwerk bedeckt“.

Suffert fährt fort: *„Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Höhlung besonders satanisiert war; jedenfalls sind die Beziehungen des Teufels zu den Steinen so zahlreich, dass sie eindrücklich an die frühere Bedeutung erinnern.“*

Nämlich daran, dass hier eine besondere Wachmannschaft stationiert war, die mit Feuer hantierte und von der Bevölkerung wegen ihres Status mit Argwohn angesehen wurde.

Wir stellen aufgrund der Fakten fest, dass es durchaus nicht nur machbar, sondern durchaus sinnvoll ist, die Externsteine als eine Art Nachrichtenknotenpunkt anzusehen. Es bestanden Sichtlinien in (fast) alle Richtungen, zu Orten, an denen sich andere Nachrichtenstationen befanden. Dass es möglich war, dorthin Lichtsignale zu senden, haben wir in der Praxis nachgewiesen. Die Feuerstellen an und in den Externsteinen sind ebenfalls lokalisiert. Es ist bewiesen, dass hier über längere Zeit Feuer brannten. Der Hellmann alias Teufel hat sich in unzähligen Sagen und Überlieferungen sowie in den Bezeichnungen „Teufels Arschbacken“ und „Teufels Aschenloch“ manifestiert, wobei das Aschenloch rein praktisch zur Entsorgung der anfallenden Brandasche benötigt wurde.

Die Externsteine waren also ganz offensichtlich eine Station in der Signalkette der alten Kelten, was jedoch nicht ausschließt, dass dieser Ort in späterer Zeit, als das Wissen um die ehemaligen Nachrichtenstationen in der Bevölkerung erloschen war, mythologisiert und „sakralisiert“ wurde, als man nur noch aus alten Erzählungen wusste: „Da war mal was!“

Auf diese „Sakralisierung“ sind u. a. auch unzählige Rutengänger hereingefallen, die mit „heiligem Schauer“ feststellten, dass sich hier verschiedene irdische Gitternetze kreuzen, obwohl genau das der Grund dafür war, dass hier eine Nachrichtenstation angelegt war!

Als besonders starker Kraftort wird hin und wieder das Sazellum bezeichnet, womit die sakrale Funktion als „Höhenkapelle“ bestätigt werden soll. Dass es sich bei diesen durchaus fühlbaren Kräften um ein ganz normales Phänomen handelt, hervorgerufen durch Stahlträger, die schon vor einigen hundert Jahren unterhalb des Sazellums

in die Felsen eingelassen worden waren, um sie am Auseinanderbrechen zu hindern, weiß kaum einer der Rutengänger. Sie sind jedoch der Grund dafür, dass die „Höhenkapelle“ mit Fußbodenplatten ausgelegt ist, weil die Besucher sonst in die darunter klaffende Felsspalte fallen könnten.

Diese Stahlträger sind übrigens auch der Grund dafür, dass selbst renommierteste Forscher auf ihre Kompass-Ablenkung hereingefallen sind und so den Mythos vom Sazellum als „Sonnenbeobachtungs-Observatorium“ in die Welt setzten. Die Kompass-Ablenkung beträgt rund vier Grad. Und rechnet man diese Ablenkung aus den diversen Risszeichnungen des Sazellums heraus, so stimmt die Achse zwischen Sazellumfenster und Sonnenaufgangspunkt nicht mehr, wie es auch die Praxis beweist, weil die Sonnenstrahlen zur Sonnenwende schräg durch das Fenster ins Sazellum fallen. Dazu hat man jedoch ebenfalls eine Erklärung parat: Der Bau des Sazellums wird einfach so weit in die Vergangenheit geschoben, bis die im Laufe der Jahrhunderte sich verändernde Sonnenaufgangsrichtung wieder stimmt.

Anmerkungen

- (1) Ausführlich dokumentiert in: Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, EFODON e.V., Hohenpeißenberg 1998, 4. Auflage 2006
- (2) Ausführlich dokumentiert in: Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem“, Michaels Verlag, Peiting 2002.
- (3) Gernot L. Geise: „Der Teufel und die Hölle: historisch nachweisbar!“, EFODON e. V., Hohenpeißenberg 2000, 2. Auflage 2006.
- (4) Hierzu etwa: Gernot L. Geise: „Radiästhesie – Wünschelrute im Alltag“, Peiting 2003.
- (5) Matthias Lexers „Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch“, Stuttgart 1986.
- (6) Irmscher, Johannes (Hrsg.): „Lexikon der Antike“, Augsburg 1990.
- (7) Matthias Lexers „Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch“, Stuttgart 1986.
- (8) Volker Ritters: „Das Relief an den Externsteinen“, Hohenpeißenberg 1997
- (9) Volker Ritters: „Lucas Cranach schuf das Externstein-Relief!“, Hohenpeißenberg 1997
- (10) Teudt, Wilhelm: „Germanische Heiligtümer“, Jena 1934.
- (11) Germanien Nr. 8/1934, S. 231
- (12) Mysteria Nr. 87/1990 S. 16 ff.
- (13) Mundhenk, Dr. Johannes: „Forschungen zur Geschichte der Externsteine“, Lemgo 1980, Band I., S. 74.
- (14) O. Suffert: „Die Freistellung der Externsteine“, in: Germanien Nr. 91/1934, S. 170